

Best Practice 5: Handlungsspielräume, Forschungsanteil, Methodenvielfalt

LISA BRAUN: Bei den Projekten, die ich während meiner Studienzeit erlebt habe, wurde von den Lehrenden ein Rahmen abgesteckt, in dem sich das Projekt bewegen sollte. Häufig waren dabei auch externe Personen mit einem Stellenanteil an der Universität angestellt, wodurch man ganz explizit mit Wissen aus der Praxis in Kontakt kam. Es wurde also nicht nur an ausgewählten Terminen außerhalb der Seminarräume ›Arbeitsalltag‹ vermittelt, sondern die Praxis wurde durch diese externen Partner in die Lehre an die Universität geholt. Innerhalb des vom Lehrpersonal aufgestellten Handlungsspielraums konnte dann von den Studierenden das Projekt selbst entwickelt werden.

ALBERT KÜMMEL-SCHNUR: Transferprojekte lassen sich nicht in derselben Weise fix planen wie übliche Seminare, bei denen man Themen und zugehörige Materialien pro Sitzung im Vorfeld festlegt und sich in der Regel an diesen Plan auch halten kann. Bei Transfer Lehre-Projekten ist das anders: sie sind sehr viel störungsanfälliger, in dieser Eigenschaft aber auch näher dran an jener Unsicherheit, die Forschung charakterisiert. Ich würde deshalb so weit gehen zu behaupten, dass Transferprojekte in der Lehre einen intrinsischen Forschungsanteil haben – sie sind eben keine berufsqualifizierenden Praktika oder die bloße ›Anwendung‹ von fertig verfügbarem Wissen. Im Gegenteil. Gerade weil an Universitäten Transfer nicht dazu dienen kann, Teil einer ohnehin nicht intendierten Berufsausbildung zu sein, werden Transferprojekte fallweise individuell in die Lehre eingefügt – das gilt in der Regel auch für Formate, die wiederholt werden, da diese Wiederholung entweder formal den curricularen Ort bestimmt oder aber die Zusammenarbeit mit einem festen Partner häufiger durchgeführt wird. In jedem Fall bleibt der Auftrag und das Ziel, vertiefte Reflexion zu ermöglichen, nicht, Theorie durch Praxis zu ersetzen, sondern im Gegenteil Theorie zu verbessern. D.h. Transfer an der Universität fügt sich ein in die universitäre Form, Wissen zu generieren, zu vertiefen, zu reorganisieren. Das, was man forschendes Lernen nennt, kann deshalb gut in Form von Transferprojekten realisiert werden.

LISA BRAUN: Dieser Ansatz befindet sich weit entfernt von einer typischen Vorlesung und ermöglicht den Studierenden Erfahrungen fernab des ›Frontalformats‹ zu machen und Wissen selbstständig zu erarbeiten. Oder um es anders auszudrücken: zu erforschen. Das betreuende

Lehrpersonal stand den Studierenden dabei mit Rat und Tat plus dem nötigen Know-How aus der Praxis zur Seite.

ALBERT KÜMMEL-SCHNUR: Auch methodisch haben Transfer Lehre-Projekte andere Anforderungen als klassische Seminarformen. Der Ablauf ist in seinen Details weniger vorhersehbar, die Betreuungsnotwendigkeiten individuell sehr viel differenzierter und häufig nicht auf den Rahmen des Seminars beschränkbar, die Durchführung hängt nicht nur in der Qualität, sondern auch im Umfang des Leistbaren ab vom Vorwissen, der Größe und Zusammensetzung der Studierendengruppe. Vielfach wird die Arbeit in Kleingruppen durchgeführt, was automatisch eine andere Gruppendynamik generiert als in Seminaren, in denen allenfalls mal eine einzelne Aufgabe während einer Sitzung in Kleingruppen erarbeitet wird. Studierende werden in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften kaum vorbereitet auf die Arbeit in Teams. Es kann also Unterstützung brauchen, bis diese Arbeit fruchtbar und zielführend gelingt. Auch kann in der Kooperation mit externen Partnern die übliche Wissenshierarchie zwischen Lehrenden und Studierenden sich verändern, im Einzelfall gar umkehren. Auch damit sollten Lehrende umgehen können. Das bedeutet: der Unterricht von Transfer Lehre-Seminaren verlangt von allen Beteiligten auch die Bereitschaft zu einem offeneren, flexibleren und achtsameren Umgang miteinander, nicht weil andere Seminarformen das nicht auch verlangen würden, sondern einfach weil der Ablauf weniger planbar, eintretende Situationen überraschender, ungewohnter sind und weil all diese Eventualitäten vor allem eines benötigen: die gute Laune nicht zu verlieren. Das kann anstrengend sein, und in der Regel sind Lehrende wenig darauf vorbereitet, solche Prozesse zu moderieren. Gegebenenfalls bedürfen solche Prozesse deshalb noch zusätzlicher neutraler Moderation, Mediation oder Supervision – etwa als Gruppensupervision zum Abschluss.

LISA BRAUN: Grundsätzlich gilt, dass Transfer-Lehre-Projekte immer von einem hohen Einsatz der Studierenden und großem Arbeitsaufwand geprägt sind. Anders als in den genannten ›Frontalformaten‹ wird hier nicht vor der Klausur wochenlang gelernt, sondern in einem Prozess über das ganze Semester diese Zeit kontinuierlich investiert. Auch wenn es am Ende vielleicht nicht in Credits aufgewogen werden kann, so ist für die Studierenden der ›Credit‹ vielmehr der, sich nicht nur in der Theorie und auf dem Blatt Papier zu bewegen, sondern das Wissen selbst zu generieren und vor allem nahe an der Realität zu entdecken, wie sich der eigene Wissensschatz außerhalb der Bibliotheken und des Bücherwälzens verwenden und weiterentwickeln lässt.

HIRAM KÜMPER: Es geht natürlich einerseits um Erfahrung, um Kontakte, um Referenzen ... das ist alles gut und wertvoll. Was man nicht quantifizieren, aber andererseits in keinem Falle unterschätzen darf, sind die Grundkompetenzen, die die Studis dabei mitnehmen: neben einer soliden Frustrtoleranz die Fähigkeit, sich und andere zu organisieren; an Teller-rändern zu recherchieren, die nicht im unmittelbaren eigenen Fokus liegen; fachliche Antworten zielgerecht zu kommunizieren; Verständnis für Abläufe, die nicht die eigenen sind; ...

die Liste könnte man sicher beliebig fortsetzen. Vielleicht kurz zusammengefasst: Transfer in der Lehre trägt für diejenigen, die sich wirklich darauf einlassen, nachdrücklich zur Persönlichkeitsbildung bei. Und das ist auch für das anschließende Berufsleben wichtiger als manche andere Kompetenz und mancher Knoten im Netzwerk.

LISA BRAUN: *Generell zeichnen sich Transfer-Lehre-Projekte durch eine sehr weitläufige Struktur aus, da nichts »ausgelagert« wird auf HiWis oder universitäre Stellen, sondern ein Projekt umfänglich von Studierenden betreut wird. Das bietet vor allem die Möglichkeit eigene Stärken, aber auch eigene Schwächen zu erkennen. Es ermöglicht das Erlernen verschiedener Hard- und Soft-Skills, wie beispielsweise ganz praktisch den Umgang mit Layout- und Bildprogrammen, aber auch Zeitmanagement, Budgetverantwortung und Verhandlungsführung können erprobt und gefestigt werden.*

